



Freies Christentum

*Auf der Suche nach
neuen Wegen*

61. JAHRGANG – HEFT 3
MAI / JUNI 2009

ISSN 0931-3834

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen

MAI/JUNI 2009

INHALT

- Andreas Rössler: **Gott die Ehre geben!** 57
- Eveline Valtink: **„Wer hat, dem wird gegeben!“ (Matthäus 25,14 ff)** 59
- Wolfram Zoller: **Friedrich Hölderlins späte Christusliebe** 64
- Helmut Hölder: **Die Fossilien und der Sinn des Seins** 71
- Hubertus Mynarek: **Die Evolution und das Wunder des Seins** 75
- Berichte** 78 **Bücher** 79 **Forum-Schriften** 81
- Personen** 81 **Leser-Echo** 82 **Termine** 84
- Zum Nachdenken:** Friedrich Hölderlin, „Der Einzige“, Strophen 3-5

Zweimonatschrift des Bundes für Freies Christentum e. V.

Internet: www.bund-freies-christentum.de

Präsident

Professor Dr. Werner Zager
Alzeyer Straße 118, 67549 Worms

Geschäftsführung

Karin Klingbeil
Felix-Dahn-Straße 39, 70597 Stuttgart
Telefon 0711 / 762672, Fax - 7655619
E-Mail: info@tempelgesellschaft.de

Druck

Maisch + Queck
Benzstraße 8, 70839 Gerlingen

Anschriften der Autoren

Professor Dr. Helmut Hölder
Florentiner Str. 20/2028, 70619 Stuttgart

Professor Dr. Hubertus Mynarek
Turnhallstr. 9, 55572 Odernheim

Direktorin Eveline Valtink
Evangelische Akademie Hofgeismar,
Postfach 1205, 34362 Hofgeismar

Oberstudienrat Wolfram Zoller
Ulrich-von-Hutten-Str. 61,
70825 Korntal-Münchingen

Schriftleitung

Dr. Andreas Rössler, Oelschlägerstraße 20,
70619 Stuttgart, Tel. 0711/4 78 06 47
E-Mail: drandreas.roessler@t-online.de

Wort des Schriftleiters

Gott die Ehre geben!

Es mag als abwegig erscheinen, im Calvin-Gedenkjahr 2009 auch ausgerechnet im „Freien Christentum“ des Reformators Johannes Calvin (1509-1564) zu gedenken. Er ist alles andere als ein „undogmatischer“, freisinniger Christ gewesen und liefert auch kein Beispiel religiöser Toleranz.

Für die Reformation und die Verbreitung des Protestantismus hat Calvin größte Verdienste. Der Humanist und gelehrte Jurist war ein exzellenter Theologe, der seine reformatorischen Einsichten in Klarheit und Präzision darzulegen verstand. Die Schriften eines Autors können diesem gegenüber eine Eigendynamik gewinnen. Sie sind nach ihrer eigenen inneren Plausibilität zu bedenken. Da für Calvin eine strenge, geradezu asketische Lebensführung kennzeichnend war, prägte er einen dem Luthertum gegenüber spezifischen protestantischen Lebensstil, die sogenannte „innerweltliche Askese“.

Calvin vertritt eine „doppelten Prädestination“, wonach Gott die einen zum ewigen Heil und die anderen zur ewigen Verdammnis vorherbestimmt habe. Diese Lehre ist bei ihm freilich eher ein Nebengedanke. Liberale Calvinisten wie die Arminianer oder Remonstranten, etwa Hugo Grotius (1583-1645), haben das Nötige dazu gesagt: Hier wird Gott zu einem Willkür-Gott gemacht, der zudem alles Böse selbst verursacht, und den Menschen wird, gegen alle Erfahrung, ein freier Spielraum der Entscheidung aberkannt. Lassen wir es also einfach bei dem, was Calvin positiv sagen will, nämlich dass wir unsere Erlösung allein der Güte Gottes verdanken.

Dass alle noch so erleuchteten „Gottesmänner“ ihre blinde Flecke haben, ist gerade bei Calvin ganz deutlich. Er hat wesentlich zur Verfolgung und Verurteilung des spanischen Antitrinitariers Michael Servet (1511-1553) beigetragen, auch wenn er die Strafe des Feuertodes nicht befürwortete. Dass es damals eben üblich war, sogenannte „Ketzer“ hinzurichten, ist keine Entschuldigung. Calvin hätte es besser wissen können. Dafür ist einer seiner Gegenspieler, der freisinnige Protestant Sebastian Castellio (1515-1563), ein beredtes Zeugnis, der sich vehement gegen die Todesstrafe für „Ketzer“ aussprach: „Wer einen Menschen tötet, verteidigt nicht eine Lehre, sondern tötet einen Menschen.“ Wenn wir heute Calvins gedenken, so können wir das nur tun, indem wir uns vor Castellio verbeugen, dem Vorkämpfer der religiösen Toleranz, und vor Servet, der ein Blutzuge der

Wahrheit gewesen ist, wie er sie eben verstanden hat, und der noch auf dem Scheiterhaufen die letzten Worte sprach: „O Jesu, Sohn des ewigen Gottes [nicht: „ewiger Sohn Gottes“; A.R.], erbarme dich meiner“. Reformierte Protestanten errichteten in Genf ein Denkmal für Servet, am Ort seiner Hinrichtung, und schrieben darauf die Worte: „Als ehererbietige und dankbare Söhne Calvins, unseres großen Reformators, doch seinen Fehler, der seiner Zeit Fehler war, verwerfend, und gemäß den wahren Grundlagen der Reformation und des Evangeliums an der Gewissensfreiheit festhaltend, errichten wir dieses Sühnedenkmal am 27. Oktober 1903.“

Bleibend gültig ist Calvins Grundmotiv der „Ehre Gottes“. Danach sollen wir in unserem ganzen Leben Gott die Ehre geben, die ihm gebührt. Da der Schöpfer aller Dinge und Wesen von Güte und Liebe bestimmt ist, ehren wir ihn dadurch, dass wir seine Güte ergreifen und dafür dankbar sind, und zwar auch in einer von Liebe und Güte bestimmten Lebensführung (was freilich auch in Calvins Umgang mit Servet hätte zum Tragen kommen müssen!). Calvin wusste, dass wir immer schon eine Ahnung vom Absoluten, vom Göttlichen haben – die dann freilich der Klärung und Vertiefung durch Gottes Wort bedarf.

Gott allein die Ehre geben, das heißt für Calvin (wie schon für die Propheten Israels), von allem Götzendienste abzustehen, also nichts Irdisches, Bedingtes, Begrenztes absolut zu setzen. Auch der Gründer des Jesuitenordens und Zeitgenosse Calvins, Ignatius von Loyola, wollte sein Leben und Tun „allein zur größeren Ehre Gottes“ gestalten. Freilich schwor er sich und die Jesuiten auf den absoluten Gehorsam gegenüber dem Papst und der römischen Kirche ein. Hier wird dann, im Sinn Calvins geurteilt, die römische Kirche zum Abgott gemacht, statt dass die Kirche selbst Gott und seinem Wort untersteht. Freilich war auch Calvin von abgöttischen Tendenzen nicht ganz frei, sofern er die Wahrheit Gottes mit der „rechten Lehre“ (Orthodoxie) gleichzusetzen neigte.

An einem weiteren Gesichtspunkt Calvins werden freisinnige Christen ihre Freude haben: dem „Extra-Calvinisticum“. Danach ist der ewige Christus, der Logos, die Offenbarungsseite Gottes zwar in den Menschen Jesus eingegangen, aber nicht in ihm aufgegangen. Der Mensch Jesus hat zwar am ewigen Christus Anteil, dieser aber wirkt immer weltweit. Weiter gedacht, heißt das, dass der ewige Christus als die von Gott ausgehende Gnade auch außerhalb des Christentum ihr gutes Werk tut – wo, wann und wie Gottes Geist es will. Vielleicht wäre Calvin selbst über solche Konsequenzen seines theologischen Ansatzes erschrocken. Immerhin betonte er, man könne grundsätzlich die Güte Gottes schon in den Werken der Schöpfung wahrnehmen.

Andreas Rössler

„Wer hat, dem wird gegeben!“

Gedanken im Anschluss an Matthäus 25,14-30

Pfarrerin Eveline Valtink, die Direktorin der Evangelischen Akademie Hofgeismar, hielt die folgende Predigt am 28. September 2008 bei der Tagung „Liberales Christentum. Perspektiven für das 21. Jahrhundert“, die vom 26. bis 28. September 2008 gemeinsam von der Akademie Hofgeismar und dem Bund für Freies Christentum durchgeführt wurde. Bei der Abfassung der Predigt war das Ausmaß der globalen Banken- und Wirtschaftskrise noch nicht bekannt.

So soll Gott sein, so erbarmungslos, unnachgiebig und hart wie Jesus ihn im folgenden Gleichnis schildert? Das mag ich kaum glauben! Doch hören Sie Jesu Gleichnis vom anvertrauten Vermögen:

„Es ist wie mit einem Menschen, der außer Landes ging. Er rief seine Knechte und vertraute ihnen sein Vermögen an; dem einen gab er fünf Zentner Silber, dem andern zwei, dem dritten einen, jedem nach seiner Tüchtigkeit, und zog fort. Sogleich ging der hin, der fünf Zentner empfangen hatte, und handelte mit ihnen und gewann weitere fünf dazu. Ebenso gewann der, der zwei Zentner empfangen hatte, zwei weitere dazu. Der aber einen empfangen hatte, ging hin, grub ein Loch in die Erde und verbarg das Geld seines Herrn.

Nach langer Zeit kam der Herr dieser Knechte und forderte Rechenschaft von ihnen. Da trat herzu, der fünf Zentner empfangen hatte, und legte weitere fünf Zentner dazu und sprach: Herr, du hast mir fünf Zentner anvertraut; siehe da, ich habe damit weitere fünf Zentner gewonnen. Da sprach sein Herr zu ihm: Recht so, du tüchtiger und treuer Knecht, du bist über wenigem treu gewesen, ich will dich über viel setzen; geh hinein zu deines Herrn Freude!

Da trat auch herzu, der zwei Zentner empfangen hatte, und sprach: Herr, du hast mir zwei Zentner anvertraut; siehe da, ich habe damit zwei weitere gewonnen. Sein Herr sprach zu ihm: Recht so, du tüchtiger und treuer Knecht, du bist über wenigem treu gewesen, ich will dich über viel setzen; geh hinein zu deines Herrn Freude!

Da trat auch herzu, der einen Zentner empfangen hatte, und sprach: Herr, ich wusste, dass du ein harter Mann bist: Du erntest, wo du nicht gesät hast, und sammelst ein, wo du nicht ausgestreut hast; und ich fürchtete mich, ging hin und verbarg deinen Zentner in der Erde. Siehe, da hast du das Deine.

Sein Herr aber antwortete und sprach zu ihm: Du böser und fauler Knecht! Wusstest du,

dass ich ernte, wo ich nicht gesät habe, und einsammele, wo ich nicht ausgestreut habe? Dann hättest du mein Geld zu den Wechslern bringen sollen, und wenn ich gekommen wäre, hätte ich das Meine wiederbekommen mit Zinsen. Darum nehmt ihm den Zentner ab und gebt ihn dem, der zehn Zentner hat. Denn wer da hat, dem wird gegeben werden, und er wird die Fülle haben; wer aber nicht hat, dem wird auch, was er hat, genommen werden. Und den unnützen Knecht werft in die Finsternis hinaus; da wird sein Heulen und Zähneklappern.“

(Matthäus 25, 14-30)

Ungeheuer fremd erscheint mir dieser Gleichniserzähler, der da in kompromissloser Manier behauptet: „Wer hat, dem wird gegeben!“ Wie kann er sich nur jene traurige Lebensrede zu eigen machen, nach der, einem Teufelskreis zufolge, die Armen immer ärmer und die Reichen immer reicher werden!

„Wer hat, dem wird gegeben!“ Das ist ja nur allzu bekannt - nicht nur, was den Gegensatz zwischen sogenannter Erster und Dritter Welt angeht. Auch bei uns geht die Schere zwischen Arm und Reich immer weiter auseinander. Aber wie gerät jene traurige Lebensregel hinein ins Neue Testament? Wird nicht dort sonst eindeutig Partei ergriffen für die, die auf der Schattenseite des Lebens ihren Platz haben? Wie gerät Jesus, der Gleichniserzähler, da hinein: in die Welt des Geschäftemachens, des Profits und der Rendite, in die Welt der Bilanzen, Spekulationen und zwielichtiger Kapitalanhäufungen? Wie kann er Bilder wählen aus einer Welt, in der es Herren und Knechte gibt und in der die Herren sich ausbeuterisch gebärden? Wie kann er Bilder wählen aus einer Welt, in der die Prinzipien der Leistung, des sich Durchsetzens und des Aufstiegs den Ton angeben, wo bei ihm doch sonst allenthalben von den Letzten, die die Ersten sein werden, die Rede ist?

Haben wir hier die biblische Legitimation ungehemmten kapitalistischen Wirtschaftens vor uns, das biblische Manifest der sogenannten freien Marktwirtschaft? Ungeheuer fremd erscheint dieser Gleichniserzähler, der die mir vertrautere Bilderwelt der Gleichnisse vom Ackerbau, Brotbacken und wiedergefundenen Perlen verlässt und in eine Bilderwelt kompromissloserer Härte verfällt. Sollte es im Verhältnis von Gott und Mensch tatsächlich Situationen geben, für die die Sphäre kapitalistischer Ökonomie ein taugliches Vergleichsmaterial abgibt?

Da ist also ein Großkaufmann - mit Wohlstand reichlich gesegnet. Zu Beginn einer längeren Reise verteilt er sein nicht unbeträchtliches Barvermögen an seine drei Untergebenen, berücksichtigt dabei aber durchaus die individuellen Fähigkeiten der drei Knechte. Zweien von ihnen ist der Auftrag denn auch sofort klar. Ohne Zeit zu verlieren, steigen sie ein ins Geschäft. Sie wagen und gewinnen. Der dritte jedoch hat nicht den Mut zu solch gewagten Geschäften. Er geht auf

Nummer sicher. Aus Angst, etwas zu verlieren, vergräbt er die Barschaft im Boden, denn so - das weiß er aus dem Gesetzbuch - muss er nicht mehr dafür haften, ist aller Verantwortung ledig.

Nach geraumer Zeit kommt die Stunde des Abrechnens. Stolz präsentieren die beiden Tüchtigen die Bilanz, und der Herr ist zufrieden. Sie werden befördert und erhalten die Einladung zu einem Festbankett im Haus des Herrn. Als die Reihe an den Dritten kommt, beginnt dieser - als seien ihm inzwischen Zweifel an seiner Politik der Besitzstandswahrung gekommen - zugleich mit einer Rechtfertigung: „Ich wusste, Herr, dass du ein harter Mensch bist, dass du ernstest, wo du nicht gesät hast. Meine Furcht vor dir war groß. Wie hätte ich eigenmächtig das Deine aufs Spiel setzen können? Hier hast du, was dein ist, auf Heller und Pfennig zurück.“ Doch seine Verteidigung läuft ins Leere. Kein großzügiges Verständnis kommt ihm entgegen, keine mildernden Umstände werden ihm zuerkannt. Das sorgsam Aufgesparte wird ihm entrissen und auf die verteilt, die damit etwas anzufangen wissen. Er selbst wird hinausgeworfen in die Finsternis, so heißt es.

Die Härte und Gnadenlosigkeit dieses Endes befremdet und macht ratlos. Was hat er denn Schlimmes getan, jener dritte Knecht? Haben seine Zaghaftigkeit und sein Sicherheitsbedürfnis eine derart harte Strafe verdient? Doch unterstellen wir einmal, dass auch in diesem Gleichnis von dem Gott geredet wird, der Partei für den Menschen und für das Leben nimmt, und dass dieses Gleichnis uns zugute erzählt ist.

Vielleicht wird die Haltung des dritten Knechts deshalb so hart und kompromisslos verurteilt, weil man sie gemeinhin als ganz in Ordnung empfindet und die Lebensverhinderung gar nicht erkennt, die sich in solcher Haltung verbirgt. Ist die Haltung des dritten Knechtes nicht allenthalben anzutreffen in unserer Gesellschaft? Haben wir nicht alle etwas davon: sich nur keinem Risiko aussetzen, sich aus allem möglichst heraushalten, sich die Finger nicht verbrennen, das Ganze lieber Berufeneren überlassen: die da oben tun ja doch, was sie wollen! Dies alles sind geltende Lebensregeln in unserer Gesellschaft, die aber im Ernstfall zu „Todesursachen“ werden können, so der Dichter Erich Fried.

Wir Deutschen wissen dies zu einzuschätzen, weil die Maxime des sich Heraushaltens in unserer Geschichte zur millionenfachen Todesursache geworden ist. „Man weiß ja nicht, wie einem das noch einmal schaden kann“, hörte ich neulich einen junger Mann in unserer Stadt sagen, der um seine Unterschrift für eine Petition gegen die Abschiebung eines Asylbewerbers gebeten wurde. Ist das nicht die gleiche Mentalität wie damals? „Es gehört zu den Krankheiten unserer Zeit“, so ein moderner Soziologe, „sich aus der Verantwortung für die Belange

des Gemeinwesens mehr und mehr herauszuziehen und alles von den Experten und Institutionen zu erwarten. Immer weniger Menschen sind fähig und bereit, für etwas außerhalb ihres privaten Lebensbereiches Verantwortung zu übernehmen.“

Die Haltung des dritten Knechtes als Krankheit unserer Zeit? Die Angst vor den Unwägbarkeiten des Lebens, die Angst vor Scheitern, Verlust und Enttäuschung lassen den unglückseligen Knecht ein Leben führen, das in der Leblosigkeit verharret. Aus Angst vor Auseinandersetzung und Konflikt verweigert er sich dem lebendigen Leben. „Wer sein Leben bewahren will“, sagt derselbe Gleichniserzähler an anderer Stelle, „der wird es verlieren, und wer es preisgibt, der wird es gewinnen.“ Das stetige sich Heraushalten, die Angst vor Beschädigung und Konflikt, das ist ja der Lebensverlust mitten im Leben. Da gerät das Leben zu einer einzigen Vermeidungsstrategie, zum bloßen Ableben der Lebenszeit. Der Schriftsteller Botho Strauß hat dies einmal die Haltung des Passantentums gegenüber dem Leben genannt: sich auf nichts mehr wirklich einlassen, auf nichts mehr behaftbar sein wollen, süchtig sein nach Unverbindlichkeit.

„Ich glaube“, sagt die Philosophin Hannah Arendt, „dass keine andere menschliche Fähigkeit in solchem Ausmaß unter dem Fortschritt der Neuzeit gelitten hat, wie die Fähigkeit zu handeln“. Die Freiheit, das heißt, die Macht zu handeln, schrumpft in den freien und demokratischen Ländern täglich mehr zusammen. Je größer das Gefühl der Ohnmacht wird, desto stärker verkümmert die Fähigkeit der Subjekt- und Personwerdung, die sich nur durchs Handeln verwirklicht. Ohne Handeln verkümmern wir zu geschichtslosen Unpersonen. Das Risiko des Scheiterns und Schuldigwerdens gehört zum Handeln und somit zum lebendigen Leben hinzu. Die Versicherungsmentalität jenes unglückseligen dritten Knechtes ist ein Beispiel dafür, wie die Fähigkeit zu leben im Packeis der Sicherheitsgesellschaft erfrieren kann. Das Leben sichern um den Preis des Lebensverlustes!

In mir taucht die Ahnung auf, auch von uns könne Gott eines Tages Rechenschaft fordern, die wir sein Vermögen, und dass heißt unsere Gaben und Fähigkeiten, vergraben an unentdecktem Ort, statt es wirken zu lassen, statt mit ihm zu wuchern, statt mit ihm Geschichte zu machen. Er könnte von uns Rechenschaft fordern, die wir so schwer ein Fehl an jenem Knecht finden, weil er uns so gleicht: uns, die wir gleich ihm uns im Zweifelsfall lieber aus allem heraushalten; die wir unser Leben lieber verschieben auf morgen, als hier und jetzt zu handeln; die wir so gerne fehlerfrei und sicher durchkommen wollen und lieber gar nichts tun, als auch einmal schuldig zu werden; uns, die wir Korrektheit allemal höher

achten als Zivilcourage. Ja, die Gesichtszüge jenes unglückseligen Knechtes sind den unseren nicht unähnlich. Seine Tragik liegt darin, dass er in bester Absicht, in der Absicht, nur nichts falsch zu machen, gerade das Gericht an sich selber heraufbeschwört.

Statthalter Gottes auf Erden: frei und mündig

„Du böser und träger Knecht“, heißt es im Gleichnis von dem, der sich aufs Leben und Handeln nicht einlassen wollte. Sein Nichthandeln wird als böse bezeichnet. Das Böse wird hier nicht als etwas bewusst Zerstörendes verstanden, sondern als das Untätige, als das passive sich Heraushalten. Oder wie der Theologe Karl Barth nicht müde wird zu betonen: die Sünde des Menschen sei nicht nur sein böses Tun, sondern in viel wirksamer Weise habe die Sünde die Gewalt der Trägheit, des bösen Unterlassens. Sünde wird als des Menschen sich duckende und verkriechende Trägheit verstanden, die der Freiheit eines Christenmenschen zutiefst widerspricht.

Vielleicht erscheint uns jetzt jene anfangs so fremd anmutende Bilderwelt des Wirtschaftens und Wucherns mit dem anvertrauten Vermögen in einem etwas anderen Licht. Da ist von einem Herrn die Rede, der das Verhältnis zwischen Herr und Knecht aufzuheben entschlossen ist. Von einem Herrn ist die Rede, der seinen Knechten unendlich viel zutraut, ihnen alles anvertraut, was er hat. Er gibt ihnen die Freiheit zu selbstständigem Handeln und Entscheiden, gewährt ihnen - je nach ihren Fähigkeiten - die Chance zur Entfaltung ihrer Gaben, ihrer Person. Im griechischen Text lautet das Wort für Silberwährung „Talent“ - damit beschreiben wir im Deutschen ja auch die Begabung und Fähigkeiten eines Menschen.

Von einem Herrn ist die Rede, der nicht auf knechtische Knechte angewiesen ist, sondern ihre schöpferische Tätigkeit jeweils mit noch größerer Verantwortung belohnt, ja sie gar auf seine eigene Ebene hebt und sie an seinen Tisch bittet.

Der unglückliche dritte Knecht freilich bleibt Sklave nach althergebrachter Manier. Er fürchtet und misstraut seinem Herrn, indem er in ihm nichts als den Gebieter erblickt. Er hat sich in seiner Knechtsmentalität eingerichtet. Frei und mündig will er nicht werden. Da soll es einen geben, der anführt und befiehlt, und einen, der ausführt und gehorcht. Er begreift nicht, dass von ihm die eigene Initiative und das eigene Hinausführen des Begonnenen verlangt war. Er weiß nichts davon, dass ein Leben, welches dem Risiko des Einsatzes nicht ausweicht, sich auch im Scheitern noch auf den Willen dessen berufen kann, der diesen Einsatz verlangt hat; dass er auch und gerade im Scheitern getragen gewesen

wäre von jenem Herrn, der ihm ja das tätige Leben, das Initiativ-Werden, das sich Einmischen aufgetragen hatte. Das Gericht ergeht nicht etwa über seiner Erfolglosigkeit oder über seinem Scheitern, sondern über seinem passiven sich Heraushalten, darüber, dass er sein Leben schon zu Lebzeiten begraben und seine Freiheit und Verantwortung nicht wahrgenommen hatte. Hätte er doch begonnen, seine Gaben und Fähigkeiten zu entwickeln, sich selbst zu entfalten, mit seinen Pfunden zu wuchern und sich selber genauso viel zuzutrauen, wie sein Herr ihm zugetraut hatte. Hätte er doch sein knechtisches Verhalten abgelegt, so wie es der Wille seines Herrn gewesen ist.

Denn dieser Herr ist kein kleinlicher Sklavenhaltergott, der von uns die Erfüllung von Satzungen und Geboten verlangt und der Angst vor unserer Freiheit hätte. Wir bleiben ihm - Gott - unser Leben schuldig, wenn wir unser Vermögen, unsere Fähigkeiten vergraben an vermeintlich sicherem Ort. Mit solchem Verhalten ist Gott unnachgiebig. Mit unserer Weigerung, uns dem lebendigen Leben auszusetzen, geht er hart ins Gericht. Er traut uns zu, seine Statthalter auf Erden zu sein. Er hat keinen anderen Mund, keine anderen Hände und Füße als die unseren, um sein Wort in die Welt zu tragen. Er mutet uns zu, Kirche und Freiheit zu werden. Wer diese Zumutung annimmt, dem gilt das Wort „Wer hat, dem wird gegeben!“

Wolfram Zoller

Christus, Herakles, Dionysos: Brüder

*Friedrich Hölderlins späte Christusliebe und sein christlich-theologisches Erbe
im Rahmen seiner poetischen Religion*

In dem Buch von Reiner Strunk, „Echo des Himmels. Hölderlins Weg zur poetischen Religion. Eine Einführung“ (Calwer Verlag, Stuttgart 2007, 24,90 Euro. ISBN 978-3-7668-4003-5), wird mit kundiger Hand in Hölderlins tiefgründige Synthese von Poesie und Religion und deren Werden hineingeführt. Das Buch hat Wolfram Zoller dazu veranlasst, in einem Referat in der Regionalversammlung des Bundes für Freies Christentum in Stuttgart am 26. Juli 2008 darzulegen, welche Bedeutung dem christlichen und theologischen Erbe in Hölderlins poetischer Religion zukommt. Das Referat wird hier in überarbeiteter und gekürzter Form wiedergegeben.

Friedrich Hölderlin (1770-1843) war fertig ausgebildeter evangelischer Theologe, aber er hat sich hartnäckig geweigert, in den kirchlichen Dienst zu treten. Zwar blieb er lebenslang ein religiöser Sucher nach der Überwindung der so deprimierenden Zerspaltenheit unserer Welt und unseres eigenen Lebens mit all den daraus resultierenden Kämpfen und Friedlosigkeiten, ein Sucher nach dem Frieden in der alles versöhnenden und einenden Einkehr in unseren göttlichen Ursprung. Aber was wir theologisch „Heil“ nennen, fand er nicht mehr im Feld der herkömmlichen christlichen Überlieferung, sondern in einer idealisierten Wiederbelebung der antiken griechischen Kultur und Religion, die ihm zur eigentlichen geistigen Heimat wurde. So war er ein Fremdling geworden im ursprünglichen Heimatraum des christlichen Glaubens, und doch blieb er im Tiefsten immer noch geprägt von den Anstößen seiner Anfänge.

Das zeigt sich gerade auf dem finalen Höhepunkt seines geistigen Weges, kurz bevor er in die Ödnis seiner Geisteskrankheit abstürzte: Überraschend für ihn selber ist ihm in dieser Zeit (seit 1801) Christus wieder groß geworden, freilich nicht mehr in seinem kirchlich-dogmatischen Gewand, sondern in ganz eigenständiger Sicht als Bruder der von Zeus gezeugten und als Menschen geborenen, am Ende aber zu vollen göttlichen Ehren erhobenen Halbgötter Herakles und Dionysos, allerdings von ihnen auch wieder charakteristisch unterschieden. Ausdruck dieser Wendung in Hölderlins Denken sind die drei großen Hymnen „Friedensfeier“, „Der Einzige“ und „Patmos“. Aber nur in der zweiten dieser Hymnen mit dem bezeichnenden Titel „Der Einzige“ hat er sich selber Rechenschaft gegeben über sein ganz persönliches Problem mit dieser neuen Christusliebe, die ihn erfüllte. Es wird hier sichtbar, wie hart er sich daran abarbeitete, diesem Christus im Rahmen seines bisherigen Denkens den angemessenen Raum zu geben, sodass Hölderlins Verhältnis zur christlichen Überlieferung und zu seinem theologischen Erbe in diesem Text exemplarischen Ausdruck findet. Und gleichzeitig ist seine späte Christusliebe nur auf dem Hintergrund seiner „poetischen Religion“ in rechter Weise zu begreifen, die deshalb eine skizzenhafte Darstellung erfordert.

1. Was hat diesen bis heute so außergewöhnlichen Dichter geprägt und bewegt?

Gehen wir zunächst von seiner Person und Wesensart aus. Hölderlin war ein ganz extrem sensibler Charakter, der an den Widrigkeiten des Daseins mehr und intensiver litt als Andere, der aber auch mehr und intensiver als Andere Momente der innigsten Seligkeit erfuhr. Das Leiden traf ihn in der Realität der Welt, vor allem der gesellschaftlichen, die Seligkeit aber schon von Kindheit an und lebenslang in der Natur und später in der Liebe. So ist er ständig hin und her gerissen

zwischen Weltzuwendung und Rückzug aus der Welt, zwischen himmelhochjauchendem Idealismus und verzweiflungsvollster Resignation, zwischen stolzem Selbstbewusstsein und schwärzester Melancholie - „ewig Ebb` und Flut“, wie er selber sagte. Sein persönliches Hauptproblem war aber wohl weniger, dass er diesen extremen Spannungen ausgesetzt war, als vielmehr, dass er die größten Schwierigkeiten hatte, zwischen diesen Polen zu vermitteln und der jeweils anderen Seite Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Hölderlin war von Natur ein Mensch des „Alles oder Nichts“, das ihn innerlich zerriss. Das „Sowohl als auch“, mit dem wir Mittelmäßigen das Leben kompromissbereit bemeistern, war ihm zutiefst verhasst als Inbegriff verächtlichen Spießbürgertums. Er hat es freilich mit der Zeit doch noch mühsam lernen müssen.

Was aber war es denn, woran er im Grunde litt? Hier berührt sich seine persönliche Problematik mit den tiefsten Problemen der Philosophie. Denn alles, was Leid verursacht, hängt ja damit zusammen, dass wir als Einzelne wie als Kollektive das Leben im Eigeninteresse und in dauernder Selbstbehauptung führen, wodurch es unausweichlich zu Hass, Neid und Streit, zu Konflikten, Kämpfen und Kriegen kommt. Die vielfältige Welt der Individuen hat die Geborgenheit in der ursprünglichen göttlichen Einheit verloren. Eine Lösung des Zwiespalts könnte es nur geben, wenn alle Einzelwesen sich wie Zellen eines Organismus in einem höheren Ganzen zusammengehörig und zusammenwirkend begreifen könnten, freilich nur so, dass damit nicht die Freiheit des Einzelnen in Frage gestellt würde. Deshalb suchte Hölderlin so verzweifelt die Versöhnung der Gegensätze und die Einheit des Getrennten im griechischen „hen kai pan“, dem Einen und Allumfassenden, dem Ganzen, aber ebenso verzweifelt suchte er die individuelle Freiheit, die eigene wie die aller zu behaupten, weshalb er ja ein anfänglich so begeisterter Anhänger der Französischen Revolution war, was ihn später - im Zusammenhang mit seinem Freund Isaac von Sinclair - so nachteilig in Konflikt mit der Staatsautorität brachte. Die philosophische Polarität zwischen dem Einen und dem Vielen, dem Ganzen und dem Einzelnen, der Ureinheit und der Urzerspaltenheit, diese für ihn kaum überbrückbare dialektische Hochspannung war Hölderlins fundamentales existenzielles Problem.

2. Wie aber kann diese Kluft überbrückt, wie kann dieser Gegensatz versöhnt werden?

In der Natur erlebt Hölderlin die Offenbarung des ursprünglichen Ganzen, aber diese Erfahrung wird alsbald konterkariert durch die Realität: Hyperions Befreiungskampf endet wie die Französische Revolution in einer menschlichen Katastrophe. Platons Diotima freilich wies den Weg im Dilemma, als sie den Eros als Mittler zeichnete, den Sohn des Poros (= Reichtum, Fülle des Ganzen)

und der Penia (= Armut, Mangel des Einzelnen). Die Liebe, der Eros stellt die Einheit des Getrennten her, und so ist die Liebe im platonischen Sinn immer die Liebe zum Schönen, weil das Schöne den Zusammenklang des Vielfältigen und Gegensätzlichen in der letzten Einheit ausdrückt. Damit fällt Eros und Religion für Hölderlin zusammen, denn „Religion“ ist für ihn nichts anderes als „Liebe zur Schönheit“, nämlich zur versöhnten Einheit des in sich Zerspaltenen, in der sich das Göttliche in irdischer Gestalt zeigt. Das Schöne aber will wie die Liebe gefeiert werden, hängt eng zusammen mit Fest und Festfreude. Nicht umsonst gilt das Festmahl als Bild endzeitlicher Vollendung schon im Alten und dann erst recht bei Jesus im Neuen Testament, und Hölderlin hat im ersten seiner drei letzten großen Hymnen seine ganze Endzeithoffnung in dieses Bild gefasst, in der „Friedensfeier“, die der „Fürst des Festes“ (Christus ?) ausrichten wird.

Damit haben wir schon eine ganze Reihe zentraler positiver Begriffe genannt, die Hölderlins Denken und Dichten prägen: das Ganze und Eine, die Liebe, die Schönheit, die Harmonie, der Friede, die Freude, das Fest. Und wir erkennen, wie nahe er damit der Grundproblematik christlicher Theologie geblieben ist, der es um die Heilung von Sünde, Gottentfremdung, Verkrümmung in sich selbst geht, um Heil und Versöhnung und Befreiung in allverbindender Liebe, freilich in einer dogmatischen Kirchensprache, in der Hölderlin nicht mehr zuhause sein konnte, so wenig wie viele von den kritisch Denkenden unter uns. Und weil so Philosophie und Theologie einen gemeinsamen Boden in den Gegebenheiten unserer menschlichen Existenz haben, darum war und blieb Hölderlin als Philosoph und Dichter immer zugleich doch auch Theologe, wenn auch auf seine Weise als Theologe der Offenbarung der schöpferischen Ur-Natur, - Theologe aber eben darin, dass er sich als Sachwalter und Verkündiger einer göttlichen Wirklichkeit über uns selbst hinaus wusste, einer Transzendenz mitten in unserer immanenten Realität.

3. Dieser Theologe in ihm führte seinen Weg immer mehr weg von der Philosophie seiner Zeit.

Denn dieses theologische Denken hatte seine Wurzel in der ganz persönlichen religiösen Erlebnisfähigkeit für jenes Ganze und Eine, in seiner eigenen Religion, über die er sich als Theologe Rechenschaft gab. Und die ließ ihn nie vergessen, dass der Zugang zur letzten Einheit nicht menschlich machbar ist, sondern ein Geschenk, das sich nur dem erschließt, der sich dafür öffnet. Um dieses sich Öffnen ging es ihm in seiner Dichtung, aber es war wohl eben sein theologisches Erbe, das ihm bewusst hielt, dass das Ewige und Heilende mehr ist als wir selbst, ein „extra nos“ (ein „Außerhalb unsrer selbst“), das wir nicht schaffen und manipulieren, nur verehren und rühmen können, dem wir uns als Urgrund unseres

Daseins verdanken und dem darum unser Dank und unsere Liebe gebührt.

So war Hölderlins Transzendenzbewusstsein zum Beispiel der Grund, warum er sich von seinen Stifts- und Weggenossen Hegel und Schelling entfernte. Denn ihnen ging es - bei all ihrer Verschiedenheit - um ein vernünftiges System des Geistes und des Ganzen, während Hölderlin erkannt hatte, dass die letzte Wahrheit nicht in ein solches System gefasst werden konnte, sondern dass sie sich selbst immer neu in ihren Offenbarungen manifestiert, die von uns *existenziell* wahrgenommen und beantwortet werden müssen, eben mit dem Herzen als dem „Echo des Himmels“ in Dank und Preisung, freilich auch in Klage über ihr zeitweiliges Ausbleiben in der Nacht der Gottesabwesenheit. Jedenfalls steht vor allem menschlichen Tun das Empfangen und die Dankbarkeit für das Empfangene.

4. *Damit sind wir bei dem Begriff der „poetischen Religion“ (Reiner Strunk).*

Denn wie anders kann die transzendente Absolutheit des Göttlichen angemessen gefasst werden als in Bild- und Symbolsprache, also dichterisch? Die reine Vernunft kann nur die theoretische Möglichkeit dieser Transzendenz umschreiben, nie aber sie erreichen. Für Hölderlin aber sind Himmel und Äther, Ströme und Meere, Blüten und Früchte, Brot und Wein, Landschaften und historische Sternstunden, Liebe und Freundschaft und große menschliche Gestalter der Geschichte nicht nur Bilder und Erinnerungen, sondern lebendige Vergegenwärtigung des Allumfassenden, „Götter“, wie die alten Griechen glaubten. Ihr Polytheismus war für Hölderlin doch immer nur der Ausdruck dafür, das ursprünglich *Eine* in der Macht und Buntheit des Vielfältigen zu erkennen und zu verehren. Darum dürfen die Götter nicht gezählt werden, denn „Einer ist immer für alle“ (erste Fassung der „Friedensfeier“), jeder steht also fürs Ganze. Für Hölderlin musste es deshalb ein grundlegender Irrtum der Kirche und schon des Alten Testaments sein, den antiken Polytheismus als äußerliche „Vielgötterei“ misszuverstehen und damit alle unmittelbare religiöse Erfahrung und überhaupt den lebendigen Bezug zur Natur, zur Schöpfung aus der Glaubenswelt zu verbannen.

Die Dichtung also ist es, die eine angemessene Sprache für das an sich Unfassbare findet, und so wird der Dichter in Hölderlins Sinn - getroffen vom Blitz der göttlichen Offenbarung des All-Einen im Vielfältigen - zum Seher und Rufer, der in die Offenheit für die heilende Transzendenz hineinführen will und muss, der - in seinen eigenen Worten - „erwecken (muss), die jetzt noch schlafen“: eine kerygmatische, ja prophetische Existenz, wie er es in den Zeilen seines Hymnus „Wie wenn am Feiertage“ ausgesprochen hat:

„Doch uns gebührt es, unter Gottes Gewittern,/ Ihr Dichter! mit entblößtem Haupte zu stehen,/ Des Vaters Strahl, ihn selbst, mit eigener Hand/ Zu fassen und dem Volk ins Lied/ Gehüllt die himmlische Gabe zu reichen.“

Ich möchte hier Reiner Strunk mit seinen pointierten Formulierungen selbst zu Wort kommen lassen: „Poesie ist in dieser Perspektive nicht von Religion zu lösen und Religion nicht von Poesie. Poetische Religion meint deshalb keine Sonderform religiöser Erfahrung und Gestaltung, sondern das Wesen der Religion überhaupt. Entsprechend kann Hölderlin seinen Traktat über die Religion abschließen mit dem Satz: ‚So wäre alle Religion ihrem Wesen nach poetisch‘.“ Strunk fasst Hölderlins Überlegungen zusammen in den Sätzen: „Religion ist das innere Leben der Poesie; Poesie ist der berufene Träger von Religion. Oder: In der Religion findet Poesie ihren Grund; in der Poesie kommt Religion zu sich selbst“ (Strunk, S. 218).

5. Der Theologe und der Dichter in Hölderlin.

Wir sehen, wie in Hölderlin der Theologe als der Verkündiger der Gottesoffenbarung einerseits und der Dichter andererseits einander gegenseitig bedingen. Theologe blieb Hölderlin auch darin, dass er den so dramatisch im Wechselspiel der Kräfte sich vollziehenden Weltlauf letzten Endes im göttlich gesetzten Ziel einer endzeitlichen Friedens- und Einheitswelt gipfeln sah, wie es die beiden anderen letzten großen Hymnen „Friedensfeier“ und „Patmos“ verkünden und feiern. Denn die letzte Harmonie lässt sich nicht aktivistisch herbeizwingen. Immer mehr hat Hölderlin im Lauf seines Lebens begriffen, dass die von ihm so heiß ersehnte vollendete Einheit mit dem All-Einen nicht von uns in der Gegenwart verwirklicht werden könne, wie noch der frühe Hyperion glaubte. Immer mehr erkannte Hölderlin, dass solch eine Eroberung des All-Einen eine verderbliche Hybris sei, die - wie am Empedokles zu sehen - zum Absturz führen müsse. Denn die göttliche Herrlichkeit lässt sich von uns nicht schauen, wie es der Untergang Semeles, der Mutter des Dionysos, durch den göttlichen Blitz bezeugt, wie auch das alte biblische Gotteswort: „Kein Mensch wird leben, der mich sieht“ (2. Mose 33, 20). Auch darin bewahrte Hölderlin sein theologisches Bewusstsein. Es gilt, sich im Vorläufigen und Relativen zu bescheiden und zu bewähren.

Eben deshalb aber sah Hölderlin unsere Zeit immer mehr von der Abwesenheit des Göttlichen, von der Nacht der Gottesfinsternis geprägt. Im gleichen Maß lernte er aber auch diese Nacht als eine Chance begreifen, die einen neuen Tag gebären muss, sodass sich sein Denken - ähnlich wie das des frühen Christentums - immer stärker auf die endzeitliche Erfüllung konzentrierte, wie seine

letzten Hymnen belegen. In diesen Zusammenhang gehören auch die viel zitierten Verse vom Beginn der „Patmos“-Hymne: „Nah ist/ Und schwer zu fassen der Gott./ Wo aber Gefahr ist, wächst/ Das Rettende auch.“

6. *Christus als „der Einzige“.*

In dieses eschatologische Hoffnungsschema eingebettet hat Hölderlin jedenfalls seine späte Christusliebe verstanden. Jesus der Christus vollendete für ihn das menschenfreundliche Werk seiner Vorgänger Herakles und Dionysos. Er ist der letzte der antiken Heroen, der einerseits das Ende der antiken Gottesnähe und somit die Ära der abendländischen Gottesfinsternis einläutet, andererseits aber als Friedefürst den großen Versöhnungstag heraufbringen wird, weil in seiner Liebe das Wesen des Menschseins zu seiner - und damit die antike und alle menschliche Kultur zu ihrer - Erfüllung gefunden hat. So ist für ihn Christus „der Einzige“, nämlich als Vollender der - für ihn nach wie vor gültigen - göttlichen Offenbarungen in der Vergangenheit, aber auch als Bringer des endzeitlich-künftigen vollendeten Friedensreiches.

In der spätesten Hymne „Patmos“ hat Hölderlin seine Gedanken über Christus noch weiter ausgeführt, wo er von der „letzten Liebe“ des scheidenden Christus beim Abendmahl spricht, „denn nie genug/ Hatt er von Güte zu sagen/ Der Worte“. Sonnengleich ist sein Lauf: „Die Toten wecket/ Er auf, die noch gefangen nicht/ Vom Rohen sind“, nämlich durch den „Gesang“ seines Daseins, damit ihre wartenden Augen „schauen das Licht“ und „Der Gnade sich freuend, sie/ Am stillen Blicke sich üben“. Und so lautet Hölderlins christologisches Vermächtnis: „Denn noch lebt Christus“, der den Willen des ewigen Vaters erfüllt und so eine erneuerte Welt des ewigen Friedens heraufführt.

Das sind erstaunlich bekannte Töne: nicht ohne Grund, denn diese letzte Hymne ist ja dem pietistisch gesinnten Landgrafen von Homburg Friedrich V. gewidmet, der um einen poetischen Beitrag zur Bekämpfung des aufklärerischen Geistes gebeten hatte. Dennoch: Vom Ganzen seines Denkens her gesehen lässt sich Hölderlin weder kirchlich noch christlich-dogmatisch vereinnahmen. Er bleibt einer, der trotz seiner christlichen Wurzeln seine geistige Heimat weit außerhalb der Mauern christlichen Herkommens gefunden hat. Aber gerade als der von weit draußen her Kommende hat er mit all seiner eingebrachten Erfahrung am Ende doch noch einmal Zugang zur Zentralgestalt des Christenglaubens gewonnen. Es bleibt unserem Urteil überlassen, ob er damit die Christusgestalt nur randständig tangiert oder nicht doch ihren innersten Kern getroffen hat.

Wie immer wir urteilen mögen, Hölderlin stellt uns jedenfalls vor die grundsätzliche Frage nach dem Wesen von göttlicher Offenbarung: Was wird da ei-

gentlich erfahren? Er konfrontiert uns dabei mit seiner kritischen Erkenntnis, dass die letzte Wahrheit göttlicher Offenbarung sich nicht primär in vernunftgerechten Diskursen und erst recht nicht in lehrhaften Dogmen ausspricht. Die mögen hinterher folgen, wenn unsere Vernunft das erfahrene Unbedingte zu verarbeiten sucht. Vielmehr offenbart sich das Göttliche für Hölderlin in der Herzenssprache des von der Offenbarung des Absoluten überwältigten Menschen, der damit zum gottgesandten Kündler und Dolmetscher des Ewigen in dieser unserer Zeit der leidvollen Gottesfinsternis wird. Von Gott lässt sich also nach Hölderlin angemessen nur dichterisch - oder sagen wir nüchterner: nur in Symbolen - reden. Würde es nicht einem oft so trockenen, weil vorwiegend verstandesmäßig orientierten protestantischen Christentum gut tun, wenn diese Wahrheit in ihrer ganzen Tragweite - positiv wie negativ - immer neu bewusst würde?

Was fordert eine „poetische Religion“ von einer doch immer der Rationalität verpflichteten Theologie? Kann es auf diesem Grund überhaupt zu einer rationalen Theologie kommen? Und wenn ja, wie muss eine Theologie beschaffen sein, die weder der Vernunft noch dem der Vernunft sich letztlich entziehenden göttlichen Geheimnis Gewalt antut? Kann es über eine poetische Religion hinaus auch eine poetische Theologie geben? Fragen über Fragen, auf die uns die Begegnung mit Hölderlins poetischer Religion in ihrem wunderbaren sprachlichen Gewand unbarmherzig immer wieder aufs Neue stößt.

(Diese Fragen hat Reiner Strunk weiter bedacht in seinem neuen Buch: „Poetische Theologie. Grundlagen, Bausteine, Perspektiven.“ Neukirchener Verlag, Neukirchen-Vluyn 2008, ISBN 978-3-7887-2314-9.)

Helmut Hölder

Die Fossilien und der Sinn des Seins

Gedanken eines Paläontologen über den Rand seiner Wissenschaft hinaus

Eine Zeit ohne bewusste Wahrnehmung der fossil überlieferten Lebewelt – und viele Menschen leben auch heute ohne dieses Bewusstsein – war eine Zeit, der ein gewaltiges Stück Tiefendimension völlig gefehlt hat. Es konnte gar nicht anders sein als ein Zustand menschlicher Selbstbezogenheit und in Anspruch genommener Alleinherrschaft über die anscheinend doch für den Menschen und gleichzeitig mit ihm geschaffene Tier- und Pflanzenwelt.

Auch die vom Mittelalter bis in die frühe Neuzeit verbreitete Deutung der Fossilien als Spiele der Natur oder „Figurensteine“, die durch magische Kräfte im harten Gestein erzeugt worden sein sollen, lässt sich nicht zuletzt unter dem Gesichtspunkt verstehen, dass dem Menschen der Gedanke an eine außerhalb der ihm bekannten Sphäre existierende Schöpfung fern lag. Erst die als Lebewesen erkannten Fossilien gaben den Blick in die Weiten einer Vergangenheit mit fremden und wechselnden Lebensformen frei, deren überlieferte Zeugnisse er in nun schon mehrere Jahrhunderte währender wissenschaftlicher Arbeit immer besser zu deuten, ja in einem ihrer Äste sogar eine auf den Menschen bezogene Evolution zu sehen begriff.

Aber der Sinn des ganzen übrigen Evolutionsgeflechts? Es muss ihn, uns unbekannt, in sich selbst tragen. Oder ist „Daseinssinn“ überhaupt nur auf den Menschen anwendbar? Wenn dem aber so ist, wird alles noch rätselhafter bzw. – aber vielleicht wieder nur aus menschlicher Sicht – sinnloser. Solange man freilich von vormenschlichem Leben noch nichts wusste, ließ sich mit dem christlichen Mystiker Meister Eckhart sagen: „Alles Lebendige meint den Menschen.“ Aber trotz einiger schon bei frühen Wirbeltieren auf den Menschenweisenden Merkmale – und obwohl Edgar Dacqué (1878-1945), der auch wissenschaftlich durchaus verdiente Mystiker unter den Paläontologen, den Menschen als tragende Idee schon in der frühen Evolution erkennen wollte -, ist es außerhalb mystisch geprägten Denkens doch unmöglich, das gesamte Evolutionsgeschehen mit all seinen Wegen, Umwegen und Irrwegen auf den Menschen als Ziel zu beziehen!

Dem widerspricht aber die Meinung keineswegs nur kirchlicher Kreise, die sich Evolution ohne Plan nicht denken können. Und was könnte Plan und Ziel anderes meinen als den Menschen? Der Schriftsteller Carl Zuckmayer schrieb sicher im Sinne vieler: „Soll ich aber an den Zufall glauben, dem die Sprache gewöhnlich das Eigenschaftswort blind beilegt, so glaube ich lieber an eine Schöpfermacht – aus dem einfachen Grunde, weil mir das vernünftiger vorkommt – und an einen kosmischen Schöpfungsprozess, der es auf den Menschen abgesehen hat.“

Dazu ist freilich zu sagen, dass die Alternative nicht stimmt. Denn bei Zufall als unberechenbarer Überschneidung von Kausalketten und deren ebenso unberechenbaren Folgen (zum Beispiel im Fall eines Steines, der dem Hammer eines Dachdeckers entgleitet und einen Mann unten erschlägt) handelt es sich nicht um eine Glaubenssache, sondern um wissenschaftlich erklärbare Verkettung unglücklicher Umstände. Anders steht es mit der Schöpfermacht, vor deren alles unterfangendem Hintergrund sich vielleicht auch Zufall als Zu-Fall begreifen lässt.

Zunehmende Vervollkommnung im Evolutionsgeschehen

Wer von einem Heilsweg alles Geschehens in christlichem Sinne oder – un-dogmatisch – von einem göttlichen Plan der Gesamtgeschichte (Kant, Lessing, Hegel) überzeugt ist, der wird auch in dem naturgeschichtlichen Vorgang der Evolution ein planmäßiges, teleologisch bestimmtes Geschehen zunehmender Vervollkommnung von einem Anfang bis zum Menschen sehen wollen, unbe-sehen all der Rückschläge in Natur- und Menschheitsgeschichte. Wer sich dagegen von solch einer linearen Geschichtsdeutung Abstand zu nehmen gezwungen sieht und wie Leopold von Ranke den Sinn jeder Epoche aus dieser selbst zu verste-hen sucht, oder wie Jacob Burckhardt auf eine Deutung verzichtet, wird auch das Erdgeschehen als ein Zusammenspiel von Zufall und Notwendigkeit begrei-fen. Ob er dabei an eine höhere (göttliche) Notwendigkeit denkt (Ranke, Burck-hardt) oder selbst den Menschen als Produkt zufälliger molekularer und epige-netischer Evolutionsereignisse deutet, hängt wohl von der durch Erbe und Er-ziehung mitbestimmten persönlichen Denkweise ab. Der in unserer jüngsten Geschichte „für alle Tiefersehenden gründlich zusammengebrochene Fort-schrittsglaube“ (Karl Jaspers) kann dennoch hinsichtlich der Vervollkommnung im Evolutionsgeschehen nicht aufgegeben werden, schließt immer weitere Stei-gerung der Umweltbeherrschung weder in der „Strategie der Evolution“ noch in der Humangeschichte aus.

Der Blick auf die Äonen der Evolution erinnert an Goethes Wort: „Gestal-tung, Umgestaltung – des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung“, das in Mephistos Mund (in der Szene der lebensschaffenden „Mütter“, Faust II, 1. Akt) spöttisch nach ewigem Einerlei klingt, bei Goethes Erörterung der postulierten Umwand-lung von Wirbel- in Schädelknochen (1819) aber als „ewiger Sinn“ auch positiv gebraucht wird.

Alle Versuche aber, den Menschen in die Mitte und an die Spitze der immer wieder umzuzeichnenden Stammbäume zu setzen, spiegeln nur ein allzu anthro-pomorphes Denken wider. Die durch die Molekularbiologie bestätigte Rolle von „Zufall und Notwendigkeit“, schon von Demokrit erahnt und von Goethe in seinem „Wilhelm Meister“ als das „Gewebe der Welt“ wieder aufgegriffen, setzt den Menschen nach Jacques Monod (1910-1976) ganz im Gegenteil einer verlorenen und sinnlosen Existenz am Rand des Universums aus oder dem an-geblich schizoiden Zustand, religiösen Glauben durch Wissen nicht stören zu lassen. Anders steht es freilich, wenn wir grundsätzliche Grenzen der wissen-schaftlichen Methodik anerkennen und zwar einfach wegen der ihrem Griff entzogenen seelischen Erfahrungen und Werte wie Schönheit, Glück, Güte, Er-

leben, Ehrfurcht. Schon das einfache Staunen, dass es Kosmos, Leben und Menschheit überhaupt gibt, ganz gleich, auf welchen wissenschaftlich erkennbaren Wegen sie entstanden, kann auch dem Glauben seine Rolle lassen. Niemand kann diese Rolle als das sogar eigentliche Humanum widerlegen, so nahe die Deutung als Ergebnis rein menschlicher Geistesstrukturen auch liegen mag. Wir müssen den gegebenen Alternativen offen ins Auge sehen. Auch das ist „*fatum hominis*“, Schicksal und Bestimmung des Menschen.

„Ehrfurcht vor dem uralten heiligen Leben“

Im Blick auf die fossil erhaltenen Lebewelten kann uns durchaus Ehrfurcht ergreifen und als großer Hintergrund all die einzelnen Einsichten unterfangen, die sich unserer wissenschaftlichen Neugier als immer neue Wunder (in natürlichem, nicht übernatürlichem Sinn) erschließen. Denn was soll – so darf, ja muss man doch fragen – all das spezielle Erkennen, Entdecken und Wissen, dem sich Spezialisten und Amateure rings auf der Erde oft ein Leben lang widmen, wenn es sich nicht, oft unbewusst nur, als Pendant der spielenden Schöpfermacht versteht, die sich ebenso in Musik, Dichtung, bildender Kunst und Kunsthandwerk ausdrückt!

Was ist bedeutend, was unbedeutend? Im Schlusswort einer sehr speziellen paläontologischen Studie (1990) ist zu lesen: „War die Mühe, investiert in das augenscheinlich geringfügige Thema einer biostratigraphisch kaum auswertbaren Muschelgruppe [...] gerechtfertigt? War es nur die Gewohnheit, eine begonnene Arbeit um ihrer selbst willen zu einem wenigstens unvollkommenen Abschluss zu bringen? Vielleicht war es doch mehr: Die Freude und auch die Pflicht, ein wenig bekanntes Muster im Lebensteppich mesozoischer Meere am tausenden Webstuhl der Zeit unserer Beachtung für wert zu halten – so wie im Gewebe einer Biographie auch jeder kleine Zug seine Bedeutung hat.“

Der Bonner Geologe Hans Cloos (1885-1951) verglich in seinem berühmten Buch „Gespräch mit der Erde“ die wissenschaftliche Arbeit der Paläontologen mit dem Tun in der Ebene eines gleichseitigen Dreiecks. Die Aufgabe, daraus mit drei weiteren Randleisten vier gleichseitige Dreiecke zu machen, ist in der Ebene unmöglich. Es bedarf dazu vielmehr eines kleinen Kunstgriffs, nämlich der Errichtung einer senkrecht darüber stehenden dreiseitigen Pyramide. Cloos wörtlich: „Die Ebene zeigt uns das Gewimmel der Tiere und Pflanzen aller Zeiten; aber im Raum darüber hat die Ehrfurcht vor dem uralten heiligen Leben ihre Altäre.“

Die Evolution und das Wunder des Seins

Gedanken eines Agnostikers und Pantheisten

Momentan wird die Evolutionstheorie arg strapaziert. Sie dient vielen Atheisten als zentraler, wichtigster, entscheidender Beweis der Nichtexistenz Gottes. Besonders häufig wird in diesem Zusammenhang der Atheist Richard Dawkins („Der Gotteswahn“) angeführt. Der komme ja von der Evolutionsbiologie her, müsse es also wissen.

Nun ist aber das Phänomen Evolution eine derart komplizierte, weitverzweigte und zahlreiche, auch weit auseinanderliegende Wissenschaftsdisziplinen beschäftigende Angelegenheit, dass kein einzelner Wissenschaftler auf diesem Gebiet endgültige, alles umfassende Aussagen treffen kann. Abgesehen von diesem formalen Einwand sind jedoch außerdem viele Atheisten noch etwas päpstlicher als Atheistenpapst Dawkins, der immerhin schon mehrfach betont hat, er sei zu 90 Prozent überzeugt, dass es Gott nicht gibt. Die gegenteilige Wahrscheinlichkeit, nämlich, dass er existiert, betrage allerhöchstens zehn Prozent. Dagegen sind viele Atheisten hundertprozentig, „unerschütterlich“ sicher, dass es keinen Gott gibt.

Ich vermute, dass Dawkins seriöserweise deshalb von diesen zehn Prozent spricht, weil er das Gesamtphänomen Evolution doch nicht exklusiv atheistisch vereinnahmen kann. Auf den ersten Blick scheint es allerdings so: Mutation, Selektion und all die anderen Mechanismen der Evolution sehen so aus, als ob sie völlig ohne irgendeine Art weiterer Ursächlichkeiten auskommen. Aber der Schein trügt, denn die Anfangsbedingungen der Evolution sind ja durch sie selbst nicht mehr erklärbar, sie sind ihr vorgegeben. Dass die vier Grundkonstanten der Natur (die Gravitationskraft, die elektromagnetische Kraft, die starke und die schwache Kernkraft) ganz präzise aufeinander abgestimmt sind, dass sie in feinstens ausgeklügelten Zahlenverhältnissen zueinander stehen, sodass schon relativ kleine Veränderungen dieser Verhältnisse unser Universum nicht hätten entstehen lassen bzw. es sehr bald wieder zerstört hätten, das passt nicht in das Dogma der totalen rationalen Erklärbarkeit der Welt (vgl. Hubertus Mynarek, Die Vernunft des Universums, Essen 2003², S. 155 ff), ebenso wenig wie die der Evolution vorausgehende und sie ermöglichende Einbettung unseres Planeten in die Energieströme des Universums (ebd. S. 160 ff). Das Gleiche gilt von der „Affinität der Stoffe“, das heißt, dass sich die chemischen Elemente nicht einfach

beliebig oder willkürlich, sondern nur nach ganz bestimmten Wertigkeiten und Zahlenverhältnissen miteinander verbinden. Das aber war die Voraussetzung für die makromolekulare Evolution!

Ist alles Zufall - oder durch eine Intelligenz verursacht?

Nun behaupte ich mit alledem natürlich nicht, die Existenz Gottes als des Planers des Kosmos und der Evolution bewiesen zu haben. Der Atheist kann durchaus mit Jacques Monod (1965 Nobelpreisträger in Biologie) entgegen, diese Anfangsbedingungen des Universums und der Evolution seien zwar extrem unwahrscheinlich ohne eine sie verursachende Intelligenz, aber sie könnten trotzdem Zufall sein. Als völlig unmöglich kann man den Zufall in diesem Zusammenhang nicht ausschließen. Aber auf jeden Fall ist auch die Evolution, auf die sich momentan die Atheisten im Gefolge von Dawkins besonders eifrig und gern berufen, kein Beweis für die Nichtexistenz eines vom Menschen unabhängigen superintelligenten Geistes.

Aber es bedarf nicht einmal des unfassenden Studiums der Evolution. Schon die genauere Kenntnis eines vermeintlich mickrigen Einzellers beweist seine haus hohe Überlegenheit über die modernste chemische Fabrik. Hätte doch unsere Intelligenz niemals ausgereicht, um ein so genial strukturiertes Universum zu erfinden. Der wohl genialste Geist unter den theoretischen Physikern, Albert Einstein, hat das in tiefster Bescheidenheit zugegeben: „Für mich ist das Leben der Inbegriff all der Erscheinungen, von denen jeder sieht, dass er das Wesentliche davon nicht begreift. Beim Anorganischen merkt man es nur nach langem, tiefem Studium. Man hat zwar prächtige Begriffe ersonnen und damit scheinbar alles im Prinzip verstanden. Aber es kommt der Augenblick, in dem man sieht, dass alles unzureichend ist. Beim Lebendigen liegt die Oberflächlichkeit unseres Begreifens offen zutage. Daran kann nur einer zweifeln, der überhaupt nie etwas tiefer begriffen hat. Kurz, man wird zum tief religiösen Ungläubigen.“

Für Einstein ist die „hochgradige Ordnung der objektiven Welt“ ein „Wunder“, weil man doch in einem Universum ohne intelligenten Geist als Anfangsstadium „eine chaotische Welt erwarten sollte, die durch Denken in keiner Weise fassbar ist“. Dieses Wunder „verstärkt“ sich mit der Entwicklung unserer Kenntnisse nur immer mehr. Hier liegt der schwache Punkt für die Positivisten und die berufsmäßigen Atheisten, die sich beglückt fühlen durch das Bewusstsein, die Welt erfolgreich nicht nur entgöttert, sondern sogar „entwundert“ zu haben. Das Schöne ist, dass wir uns mit der Anerkennung des „Wunders“ bescheiden müssen, „ohne dass es einen legitimen Weg darüber hinaus gäbe“. Aber es ist ja nicht

Einstein allein. Alle Begründer und Vertreter der modernen Physik (Max Planck, Werner Heisenberg, Niels Bohr, Arthur S. Eddington, Erwin Schrödinger usw.) haben – jeder freilich auf andere Weise – einen Weg von der Physik zur Metaphysik gefunden bzw. gebahnt (siehe Hans-Peter Dürr, Direktor des Max-Planck-Instituts für Physik, der das Buch „Physik und Transzendenz“ herausgegeben hat, in dem jeder dieser Koryphäen mit einem Kapitel authentischer eigener Aussagen diesen Weg zur Transzendenz beschreibt).

Wohl gemerkt: Diese Transzendenz muss keineswegs der persönliche Gott des Christentums, Islams, Judentums sein. Möglich wäre auch eine den Dingen innewohnende, also immanente Intelligenz, die trotzdem in dialektischer Zuordnung dazu weltumgreifend und übergreifend wäre. Einstein beispielsweise hat sich ausdrücklich zum pantheistischen Gott Spinozas (Gott = Natur) bekannt und den Gott der Theismus abgelehnt. (Näheres bei Hubertus Mynarek, Ökologische Religion, Goldmann TB, München 1990².)

Wie dem auch sei, wer die Transzendenz total negiert, wie immer diese auch geartet sei, ob man sie Gott, das Sein, den Seinsgrund, Weltseele, Karma als ausgleichende Schicksalsgerechtigkeit, Nirvana, Brahma, Tao oder wie immer nennt, wer sie nicht einmal als Möglichkeit in Betracht zieht, der beschneidet sein Menschsein, der gerät ständig in Gefahr, die Transzendenz unbewusst in seine brüchige, kontingente Immanenz, auf sein Niveau herunterzuholen und sich damit selbst zu vergöttlichen. Echte, volle Humanität besteht gerade in der zu respektierenden Differenz zwischen Immanenz und Transzendenz, existiert in der Spannung zwischen diesen beiden Polen.

Wer apodiktisch erklärt, es gebe keinerlei Art von Transzendenz, keine letzte Geheimnishaftigkeit des Seins, keine unlösbare letzte Rätselhaftigkeit der Wirklichkeit, der ist kein Philosoph, sondern ein Bekennender, „Konfessioneller“, Dogmatiker, der ist im Endeffekt ein Fanatiker, weil er nicht alle Möglichkeiten des Denkens berücksichtigt und in sich zulässt.

Es spricht nicht wenig für die Existenz eines Seins, das alles Seiende aus sich entlassen hat. Aber es spricht auch einiges dagegen. Der Sprung des Glaubens – sowohl zum Glauben an Gott als auch zum Glauben an den Atheismus – ist unvermeidbar. Nur der Agnostiker kann sich ihn ersparen.

Übernommen aus: Wege ohne Dogma (Gemeinschaftsausgabe „Der Humanist“ und „Freie Religion“) 04/2009, S. 90-92. Dort veröffentlicht unter der Überschrift „Gedanken eines Agnostikers und Pantheisten zu Darwin und Evolution“.

Mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers, der Freireligiösen Landesgemeinde Baden K.d.ö.R., Mannheim.

Berichte

Neue Debatte um Jesu Opfertod

In der evangelischen Kirche ist eine neue Debatte um das Verständnis des Todes Jesu entbrannt.

Nikolaus Schneider, Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland, glaubt nach eigener Aussage nicht, dass Gott ein Sühnopfer braucht, „denn es muss ja nicht sein Zorn durch unschuldiges Leiden besänftigt werden“. Die Menschen bräuchten die Botschaft vom Kreuz vielmehr „als Zeichen für Gottes Liebe und Solidarität, als Symbol für das Mitgehen Gottes mit uns durch den Tod hindurch“, sagte Schneider dem evangelischen Magazin „Chrismon plus“ – Rheinland. Es gebe aber auch die „dunkle, für uns Menschen nicht verstehbare Seite Gottes“: „Wir fragen uns manchmal, weshalb der allmächtige und liebende Gott in bestimmten Situationen nicht eine Veränderung zum Besseren herbeiführt, weshalb er Leid und Tod zulässt.“ Das gehöre zu einem erwachsenen und demütigen Glauben, „dass nicht alles aufgeht, dass nicht alle Rätsel Gottes zu lösen sind, sondern dass wir sie in unserem Glaubensleben auch mittragen, zum Teil ertragen müssen.“

Man könne gut Christ sein, ohne an die alte Lehre vom Opfertod Jesu am Kreuz zu glauben, bekräftigte der evangelische Theologieprofessor Klaus-Peter Jörns in einem epd-Gespräch. Die Opfer- und Sühnetod-Lehre passe überhaupt nicht zur Verkündigung Jesu, „denn Jesus verkündigt die Liebe Gottes als etwas Un-

bedingtes“. Sie sei an keinerlei Vorleistung wie ein Opfer gebunden, sondern „kommt ganz aus Gott selbst“.

Zu sühnen brauche niemand etwas, der an Gottes Liebe glaubt und um Vergebung bittet. Man könne den Tod Jesu als letzte Station der Menschwerdung Gottes begreifen.

Dagegen wandte sich Oberkirchenrat Michael Nüchtern (Karlsruhe) gegen eine Aufgabe der „Opfermetaphorik“. Die Opferbilder seien nicht zu eliminieren, sondern zu interpretieren. „Diese Metaphern sind Gefäße, die versuchen, das Unfassbare zu fassen“, heißt es in einem Beitrag in der April-Ausgabe des EZW-Materialdienstes.

Die Suche nach einer abschließenden Erklärung oder treffenden Metapher habe kein Ende, heißt es in einem Beitrag des Theologieprofessors Wilfried Härle (Heidelberg) für die Wochenzeitung „Rheinischer Merkur“: Gott brauche „kein Opfer und schon gar kein Blut, sondern er macht sich die Sache des verlorenen Menschen aus Liebe zu eigen“. Diese Einsicht müsse Richtschnur bei allen Interpretationen über die Heilsbedeutung des Todes Jesu sein.

Die Oberkirchenrätin Doris Damke (Bielefeld) mahnt, den Tod Jesu nicht von seinem Leben zu trennen: „Jesus wird getötet, weil er Liebe und Hingabe mit allen Konsequenzen lebte.“ „Nicht Gott übt Gewalt an Jesus, sondern Jesus wird Opfer der Gewalt unter Menschen.“ Das Sprachbild, dass sich Jesus am Kreuz opfere, sei nur ein anderer Begriff für seine Hingabe für die Menschen.

epd-Wochenspiegel
14/2009, S. 7; 16/2009, S. 5

Bücher

Reinhard Kirste, Paul Schwarzenau, Udo Tworuschka (Hg.): *Europa im Orient – der Orient in Europa (Religionen im Gespräch 9)*. Zimmermann Druck und Verlag, Balve 2006 (ISBN 978-3-89053-106-7), 528 Seiten. 12 Euro.

Die 1990 begonnene, zweijährig erscheinende Reihe „Religionen im Gespräch“ (RIG) war ein Markenzeichen der im Jahre 1989 gegründeten „Interreligiösen Arbeitsstelle e.V. in Westfalen“. Mit Band 9 endet die Reihe. Keineswegs freilich enden damit die Aktivitäten der um den interreligiösen Dialog sehr verdienten „Interreligiösen Arbeitsstelle“, wofür vor allem deren rühriger Koordinator Reinhard Kirste sorgt (vgl. nur unter www.interrel.de).

Der Band ist in vier Teile gegliedert. Auf die „thematischen Schwerpunkte“ (hier: „Orient und Orientalismus vom Mittelmeer bis nach Fernost“), die den Großteil des Bandes ausmachen, folgen „Dokumente und Berichte“, „Grundsätzliches zum interreligiösen Dialog“ sowie „Rezensionen“.

Ein Schwerpunkt ist die Begegnung und der Dialog mit der islamischen Welt. Darauf möchte ich mich konzentrieren. Er spielt zum Beispiel eine erhebliche Rolle bei dem von Kirste vorgestellten wichtigen interreligiösen Projekt in Iserlohn/Westfalen, das sich „West-östlicher Diwan“ nennt und seit 1991 besteht. „Im Grunde hat mit diesem Diwan eine geistige Wanderung, eine interreligiöse Pilgerreise begonnen, von der zu hoffen steht, dass sie dem Zusammenleben von Men-

schen verschiedener Glaubensweisen und damit auch der deutschen Gesellschaft in unserer Region zugute kommt“ (S. 343). Wichtig für den Dialog mit der islamischen Welt ist auch Kirstes Hinweis auf zwei Internet-Publikationen: www.qantara.de, ein Medium, „das in seiner Informationsbreite im Blick auf die arabische Welt, den Mittleren Osten mit der Türkei und dem gesamten Mahgreb für den deutschsprachigen Raum absolut einmalig sein dürfte“ (S. 374), und www.babamed.net, eine 2001 eingerichtete Webseite, „sozusagen die Mittelmeer-Kulturseite der Europäischen Union in Englisch und Französisch mit elektronischen Artikeln in verschiedenen anderen Sprachen“ und als solche „gewissermaßen das Tor Europas zur Welt des Orients“ (S. 375).

Bemerkenswert scheint mir auch der Beitrag des indischen Muslims Ashgar Ali Engineer zu sein, in dem er den Islam, besonders den Koran, für vereinbar mit der modernen Welt und ihren Forderungen nach Demokratie und Toleranz hält. Der Koran ermutige zu demokratischen Verhaltensweisen und Institutionen, und wenn man ihn sorgfältig studiere, werde man ihn erfrischend modern, liberal und human finden (S. 105). Hintergründe und historische Ursachen (Kolonialismus, Neokolonialismus) der tief greifenden Spannungen zwischen Europa und der islamisch-arabischen Welt heute verdeutlicht der Beitrag des aus Ägypten gebürtigen, in Deutschland lehrenden Soziologieprofessors Fuad Kandil (S. 114-138). Udo Tworuschka befasst sich mit dem „Islam als Bestandteil deutscher Religionstradierung“ (S. 152-68). Beobachtungen zu Sprache, Massenmedien, Schulbüchern, Populärkul-

tur, Theologie und Künstlern als „sekundäre Religionstradierungen“ (Tradierungen nach außen) werden ergänzt durch Hinweise auf die „primäre Religionstradierung“ (Tradierung nach innen). Dabei geht es unter anderem um die noch wenig erforschte Frage, „wie der Islam seinen nachkommenden Generationen die eigene Religion vermittelt“ (S. 160).

Kirste bespricht ein interessantes Buch von Felix Körner zu Revisionen der Koranauslegung in der türkischen Theologie. Hier sind aller Voraussicht nach spannende Entwicklungen in der islamischen Theologie zu erwarten, die Kirste wie folgt andeutet: „Es wird vermutlich keine vergleichbare Übernahme der Geschichte der historisch-kritischen Forschung für den Koran geben, wie dies für die Bibel Johann Salomo Semler initiierte, aber es steht außer Frage, dass die islamische Koranexegese in den nächsten Jahrzehnten so vorschreiten wird, dass die Auseinandersetzung zwischen kritischer Bibelinterpretation und absolut geöffnetem Koranwort auf eine Ebene kommen wird, die der Vernunft Rechnung trägt, ohne Offenbarungsaussagen objektivierbar zu machen“ (S. 487).

*Pfarrer Dr. Wolfgang Pfüller,
Am Ramsberg 11, 99817 Eisenach*

Carola Baumann/Nina Ulrich (Hg.): Streiter im weltanschaulichen Minenfeld. Zwischen Atheismus und Theismus – Glauben und Vernunft – Säkularem Humanismus und Theonomer Moral – Kirche und Staat. Festschrift für Professor Dr. Hubertus Mynarek. Verlag Die Blaue Eule, Essen 2009 (ISBN 978-3-89924-247-8). 346 Seiten. 46 Euro.

Die Festschrift zum 80. Geburtstag des Religionswissenschaftlers und Religionsphilosophen Mynarek hat ihren inhaltlichen Schwerpunkte in den im Untertitel genannten Bereichen, mit 16 Aufsätzen. Dazu kommen in einem zweiten, kürzeren Teil „Würdigungen von Person und Werk des Jubilars“, meistens in Form von Auszügen aus früheren Stellungnahmen und Buchbesprechungen. Abgeschlossen wird der Sammelband durch ein Verzeichnis der Veröffentlichungen Mynareks.

Die Verfasser der Aufsätze und Würdigungen vertreten völlig unterschiedliche Grundüberzeugungen: von agnostisch und atheistisch über pantheistisch bis monotheistisch. Bekannte Namen sind etwa die Philosophen Hans Albert, Michael Schmidt-Salomon und Wolfgang Deppert (Deutscher Unitarier), der Ex-Theologe Horst Herrmann, der freireligiöse Prediger Eckhart Pilick, der Jurist Martin Kriele, Anthroposoph und katholischer Konvertit, sowie der evangelische Theologe Uwe Gerber. (Der Verfasser dieser Kurzbesprechung lieferte einen Beitrag „Der Zwang zum Argument. Gesichtspunkte zum ‚neuen Atheismus‘ aus liberaler protestantischer Perspektive.“) Markus Mynarek, ein Sohn des Jubilars, beschäftigt sich mit „der Unmoral der Kirchenmacht“.

Die Verfasser ringen in ihren philosophischen, literaturwissenschaftlichen, moralphilosophischen und theologischen Beiträgen um die Funktion von Religion heute, um die Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines mit der Vernunft vereinbaren Transzendenzverständnisses oder Gottesglaubens sowie um die Begründung der Ethik. Nicht gesparrt wird mit Kritik an kirchlichem (vor allem katholischem)

Dogmatismus und Machtinteresse. Das Vernunft-Verständnis des gegenwärtigen Papstes wird in mehreren Beiträgen kritisch behandelt.

Was den ganzen Pluralismus dieses bunten Bandes zusammenhält, sind die Bereitschaft zum Querdenken, zur unkonventionellen Betrachtungsweise, und nicht zuletzt zustimmende oder kritische, aber in jedem Fall fruchtbare Begegnungen mit Mynarek und seinem Werk. Mynarek erweist sich in diesen Spiegelungen einmal mehr als großer Denker und Anreger.

Andreas Rössler

Forum-Schriften

Im Mai 2009 erscheint in der Reihe „Forum Freies Christentum“ das Heft Nr. 49:

Wolfgang Erich Müller: Wie lässt sich Moral begründen? Eine christliche Antwort auf das Nützlichkeitsdenken des Philosophen David Hume (1711-1776). 24 Seiten. 3,50 Euro zuzüglich Versandkosten.

Im Mai 2008 war das Heft Nr. 48 erschienen:

Werner Zager/ Andreas Rössler (Hg.): Jugendliche vor der religiösen Frage (mit Beiträgen von Helmut Langel, Jürgen Lott, Werner Martin, Dorothea Zager). 60 Seiten. 6 Euro zuzüglich Versandkosten.

Beide Hefte können bei der Geschäftsstelle des Bundes für Freies Christentum (Anschrift siehe Umschlag) bezogen werden.

Personen

Professor Werner Zager 50 Jahre

Professor Dr. Werner Zager, seit Oktober 2002 Präsident des Bundes für Freies Christentums, wird am 30. Juni 50 Jahre alt. Er ist am 30. Juni 1959 in Worms geboren. Ab 1977 studierte er Evangelische Theologie in Frankfurt am Main, Mainz und Tübingen. 1983 absolvierte er das erste, 1985 das zweite theologische Examen. 1985 wurde er in der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau ordiniert und ist dort seit 1993 Pfarrer auf Lebenszeit. 1987 promovierte er an der Universität Mainz zum Doktor der Theologie. 1995 wurde er an der Universität Bochum habilitiert. In Bochum wurde er 1996 Privatdozent und 2002 außerplanmäßiger Professor für Neues Testament. Seit September 2003 ist er Leiter der Evangelischen Erwachsenenbildung im Dekanat Worms-Wonnegau. 2004 wurde er außerplanmäßiger Professor und Lehrbeauftragter für Neues Testament an der Universität Frankfurt am Main. Wissenschaftlich ist er besonders mit dem historischen Jesus sowie der frühchristlichen Apokalyptik und Eschatologie beschäftigt. Er ist einer der besten Kenner des Werks von Albert Schweitzer und hat sich in der Schweitzer-Forschung profiliert, etwa als Herausgeber von Schweitzers „Theologischem und philosophischem Briefwechsel 1900-1965“. Seit 2005 ist er im Vorstand des „Deutschen Hilfsvereins für das Albert-Schweitzer-Hospital in Lambarene“. Seit 1988 ist er mit Dorothea geb. Proescholdt

verheiratet. Sie sind Eltern von drei Söhnen. Auch Pfarrerin Zager ist im Bund für Freies Christentum sehr aktiv, etwa mit der Betreuung der Homepage des Bundes.

Der Bund für Freies Christentum ist stolz auf seinen lebenswürdigen und tatkräftigen Präsidenten, der mit organisatorischen Geschick, in seiner wissenschaftlichen Arbeit, in seinen Veröffentlichungen und bei seiner Loyalität zur Kirche ohne Scheu ein um Wahrhaftigkeit bemühtes, dem Geist Jesu verpflichtetes, freinheitliches Christentum vertritt. Vorstand und Mitglieder des Bundes wünschen ihm und seiner Familie Gottes Segen.

Neuer Bischof der unitarischen Kirche in Siebenbürgen

Im November 2008 wurde Rev. Ferenc Balint-Benczédi (Klausenburg) zum neuen Bischof der (ungarisch-sprachigen) Unitarischen Kirche in Siebenbürgen (Rumänien) gewählt. Diese seit 1568 bestehende Kirche, die zum liberalen Flügel des Protestantismus zählt, ist wie der Bund für Freies Christentum eine Mitgliedsgruppe der IARF (International Association for Religious Freedom = Weltbund für religiöse Freiheit). Sie umfasst schätzungsweise 80.000 bis 100.000 Mitglieder, hat 110 Pfarrer und 141 Gottesdienststätten.

Balint-Benczédi, 1952 in Schässburg geboren, beendete 1975 sein Theologiestudium. Dann war er Pfarrer in Neumarkt, Desfalva und Klausenburg.

In seiner Vorstellungsrede vor der Wahl sagte er: „Wir sollen eine solche Geistigkeit vertreten, die Aufmerksamkeit erregt, damit wir als Vorbilder für die Gesellschaft dastehen und Werte aufweisen

können. [...] Im vergangenen System versuchte man uns hinter die Mauern der Kirche zurückzudrängen. Wir sollen aus dieser ‚Kirchenstille‘ heraustreten, um gemeinsam mit anderen Zivilorganisationen größere Verpflichtungen für die Verbesserung der sozialen Lage anzunehmen und das soziale Netz auszubauen. Die Menschen sind hungrig auf die dienende, helfende Liebe der Seele. Wir sollten dem zweifelnden, suchenden Menschen, der von der Kirche und dem Gemeindeleben weit entfernt ist oder der diese Lebensform nicht kennt, das Gemeindeleben zeigen und eine solche Geistigkeit, dass er sich dann wünscht, zu uns zu gehören. Dazu braucht man Evangelisation und aktive Religiosität.“

Vorgänger von Balint-Benczédi ist Professor Dr. Árpád Szabó. Der 1935 geborene Bibelwissenschaftler war 1996 zum Bischof gewählt worden.

(Informationen von Enikő Sebe, Stuttgart)

Leser-Echo

*Zu: „Basissätze des christlichen Glaubens“
(Freies Christentum 2/2009, S. 29-31)*

Mit den fünf Grundüberzeugungen zum christlichen Glauben kann ich mich gut identifizieren. Einige wenige Ergänzungen (im Folgenden kursiv markiert) wären vielleicht noch von Bedeutung:

(1) Der *eine* Gott (Ursprung, *Sinn* und Ziel aller Dinge und Wesen) ist immer größer.

(2) Alles ist Gnade (und dies ist in Jesus Christus personifiziert – *stellvertretend für alle Menschen*).

(3) Gottes Geist schenkt Weisheit, innere Freiheit, Mut und Kraft zu befreien-dem *Handeln und Reden – auch im Dialog mit Andersgläubigen*.

(4) Menschenliebe, Ehrfurcht vor dem Leben und Wahrheitsliebe sind Grundbedingungen eines sinnerfüllten Lebens (das dem Willen Gottes entspricht) *in einer Welt voller schreiender Ungerechtigkeit und nicht endender Mühsal*.

(5) Im vollendeten, *noch ausstehenden* Reich Gottes (und nicht im Nichts) liegt unsere und aller Zukunft.

*Magdalene Schönhoff,
Schenkendorfer Flur 39,
15711 Königs Wusterhausen*

(1) Gott, der allmächtige, gnädige und ewige Gott, ist Ursprung und Ziel aller Dinge und Wesen.

(2) Alles ist Gnade, nach der Verheißung in der Hebräischen Bibel und in der Personifizierung im Juden Jesus aus Nazareth.

(3) Gottes Geist schenkt Weisheit, innere Freiheit, Mut und Kraft zu befreien-dem Verhalten.

(4) Menschenliebe, Ehrfurcht vor dem Leben und Wahrheitsliebe sind Grundbedingungen eines sinnerfüllten Lebens, von dem wir denken, dass es dem Willen Gottes entspricht.

(5) Im vollendeten Reich Gottes liegt unsere und aller Zukunft.

Anmerkung: „Alles ist Gnade“ - auch im Judentum. Dazu 2. Mose 34, 6-7; Hiob 33, 26; Psalm 84, 12; 100,5; 103,1-2.4.11.17-18; 108,5; 130,7; Jesaja 54,8.10; Sacharja 12, 10.

*Dr.med. Ulrich Börngen,
Glashütterweg 19, 70567 Stuttgart*

Jetzt, bedingt durch das Darwin-Jahr, würde ich Gott als zeitenthobenen Grund aller Dinge und Wesen denken wollen. Damit wäre dann der Anfang immer noch eine zweite Sache, die dann in der Zeit geschieht. Im Sinne Gottes zu leben, gäbe uns dann sein Geist, der sich damit in der Zeit ereignet und wodurch wir – im Sinn Ihres Punktes (4) - ein sinnerfülltes Leben leben können. Da ich immer Schwierigkeiten habe, mir das „Reich“ Gottes vorzustellen, umschreibe ich die eschatologische Hoffnung als ein Eingehen in Gott, weil Gott am Ende das Sein wieder in sich zurücknehmen wird, oder als Aufnahme in Gottes Geborgenheit (wie das auch Dorothea Zager auf S. 34 sagt). Noch etwas: den Punkt (2) finde ich sehr wichtig, denn damit verbannen Sie die negative Anthropologie, zu der besonders Augustin geneigt hat.

*Professor Dr. Wolfgang Erich Müller,
Quellenweg 55a, 26129 Oldenburg*

Ihre Sätze finden durchaus meine Zustimmung. Nur würde ich in Punkt (4) als erstes noch die „Gottesliebe“ aufnehmen, die natürlich in besonderem Maße „Gnade“ ist.

*Stefan Eckner, Bayernstr. 21,
86836 Klosterlechfeld*

Warum bin ich Christ? Basis-Sätze:

(1) Ich bin Christ, weil ich mich meiner Religion verbunden fühle. Religion ist Rück-Bindung. In meiner Religion habe ich Grundsätze und Werte kennen gelernt, hinter denen ich stehe: Mitmenschlichkeit, Gemeinschaft, Gerechtigkeit, Verzeihen, Frieden, Liebe.

(2) Ich bin Christ, weil ich mich mit

Jesus von Nazareth, Jesus Christus, besonders verbunden fühle. Sein Leben, seine Lehre und sein Nachwirken sind für mich Orientierung und Hilfe. Wenn ich bete, tue ich es mit den Worten, wie er es gelehrt hat.

(3) Ich bin Christ, auch wenn ich vieles anders sehe als offizielle Lehrmeinungen. Diese Freiheit habe ich. Als aufgeklärter Mensch weiß ich, dass wir als Menschen letzte Wahrheiten nicht erkennen können. Vieles kann ich nur hoffen, nicht wissen. Ich spüre auch schmerzvoll, dass vieles fehlgelaufen ist und fehl läuft im Christentum. Doch noch mehr spüre ich Solidarität mit denen, die ihr Christsein in Liebe leben wollen. Deshalb ist mir das Christentum, trotz aller Kritik, geistige Heimat geblieben. Wer die Welt gesehen hat, liebt die Heimat anders als jemand, der nie weg war.

*Dr. Peter Heigl,
Wimberg 23 – Leitnerhof,
87616 Wald im Allgäu*

Termine

Regionaltreffen 2009 in Stuttgart

im Gemeindehaus der Tempelgesellschaft in Stuttgart-Degerloch, Felix-Dahn-Straße 39, jeweils am Samstag, 15 bis 18 Uhr.

11. Juli. Oberstudienrat Wolfram Zoller: „Ich habe keinen Gott, aber Gott hat mich“. Ernst Barlach als Schriftsteller, Mystiker und freier Christ.“

14. November.

Jahrestagung 2009 des Bundes für Freies Christentum

25. bis 27. September 2009 in der Evangelischen Akademie Berlin

Thema: „Mensch und Mythos. Braucht der christliche Glaube mehr als das rational Erklärbare? Zum 125. Geburtstag von Rudolf Bultmann“.

(Das Programm ist abgedruckt in: Freies Christentum 2/2009, S. 56. Der diesem Heft 3/2009 beiliegende Flyer der Jahrestagung ist nach dem dortigen Programm-aufriß geringfügig zu korrigieren.)

Tagungsort:

Evangelische Bildungsstätte auf Schwanenwerder, Inselstraße 27-28, 14129 Berlin (Nikolassee). Telefon 030-84714-207. Fax 030-8036961.

Tagungsbeitrag:

(Zahlung bei der Ev. Akademie zu Beginn der Tagung): EZ 180 Euro, DZ 151 Euro. Ohne Übernachtung 106 Euro. (Ermäßigungen von 20 Euro für Arbeitslose, Studierende bis 35 Jahren und auf schriftliche Anfrage im Vorfeld.) Der normale Tagungsbeitrag setzt sich zusammen aus Teilnahmegebühren 63 Euro, Verpflegung 43 Euro und Übernachtung (EZ 74 Euro, DZ 45 Euro).

Anmeldung:

Beim Tagungssekretariat schriftlich bis 18. September 2009 (mit am Flyer anhängender Postkarte, per Fax oder per E-Mail).

Tagungssekretariat:

Silke Ewe, Evangelische Akademie zu Berlin, Charlottenstraße 53/54, 10117 Berlin. Telefon 030-20355-407 (während der Tagung: 0151-18606038). Fax 030-20355-550. E-Mail: ewe@caberlin.de

Christus als Bruder von Herakles und Dionysos

Viel hab' ich Schönes gesehn,/ Und gesungen Gottes Bild/
Hab' ich, das lebet unter/ Den Menschen, aber dennoch/
Ihr alten Götter und all/ Ihr tapfern Söhne der Götter,/
Noch *einen* such ich, den/ Ich liebe unter euch,/

Wo ihr den letzten eures Geschlechts/ Des Hauses Kleinod mir/
Dem fremden Gaste verberget./

Mein Meister und Herr!/ O du, mein Lehrer! Was bist du ferne/
Geblieden? und da/ Ich fragte unter den Alten,/

Die Helden und/ Die Götter, warum bliebest/
Du aus? Und jetzt ist voll/ Von Trauern meine Seele,/

Als eifertet, ihr Himmlischen, selbst/ Daß, dien' ich einem, mir/
Das andere fehlet./

Ich weiß es aber, eigene Schuld/ Ists! Denn zu sehr,/

O Christus! häng' ich an dir,/ Wiewohl Herakles' Bruder/
Und kühn bekenn ich, du/ Bist Bruder auch des Euiers, der/
An den Wagen spannte/ Die Tiger und hinab/
Bis an den Indus/ Gebietend freudigen Dienst/ Den Weinberg stiftet' und/
Den Grimm bezähmte der Völker./

Friedrich Hölderlin
Hymne „Der Einzige“
(Erste Fassung 1801/1802)
Strophen 3-5

(zu dem Beitrag auf S. 64-71)

PVSt DPAG Entgelt bezahlt E 3027

Versandstelle „Freies Christentum“:
Geschäftsstelle des Bundes
für Freies Christentum
Felix-Dahn-Straße 39
70597 Stuttgart

Der Bund für Freies Christentum versteht sich als „Forum für offenen religiösen Dialog“. Er ist ein Zusammenschluss überwiegend protestantischer Christen, die sich für eine persönlich verantwortete, undogmatische, weltoffene Form des christlichen Glaubens einsetzen und dabei ein breites Spektrum von Auffassungen zu integrieren suchen.

Bezugspreis jährlich 18 Euro; Einzelhefte je 3,50 Euro.

Mitgliedsbeitrag für Mitglieder des Bundes für Freies Christentum jährlich 28 Euro. Darin ist der Bezug der Zeitschrift enthalten. Spenden sind steuerlich abzugsfähig.

Zahlungen an Bund für Freies Christentum:

Kreissparkasse Esslingen, Konto-Nr. 56 037 137, BLZ 611 500 20 (IBAN: DE59 6115 0020 0056 0371 37. - BIC: ESSLDE66XXX).

Kassenführung bei der Geschäftsstelle des Bundes, Anschrift siehe unter „Bestellungen“!

Bestellungen: Geschäftsstelle des Bundes für Freies Christentum, Felix-Dahn-Straße 39, 70597 Stuttgart; Tel. 0711 / 76 26 72 (vormittags); Fax 0711 / 7655619 (E-Mail-Anschrift vorne).

In Angelegenheiten des Bundes für Freies Christentum wende man sich an die Geschäftsführende Vorsitzende, Frau Karin Klingbeil, in Sachen der Zeitschrift (Bezug und Zahlung ausgenommen) an den Schriftleiter, Pfarrer Dr. Andreas Rössler (Anschriften vorne).